

Von Paul Ingendaay

Alles wird älter. Nur die Menschen werden jünger. Willkommen in Kuba! Es sind frische, gebräunte Gesichter und faltenfreie Arme, die sich über die ramponierten, zehnmals geflickten Gegenstände beugen, um sie zum Funktionieren zu bringen und ihnen einen vorletzten Dienst abzurufen. Tag für Tag. Es fängt schon am Flughafen José Martí von Havanna an. Robin, der junge Taxifahrer, steuert ein Oldsmobile von 1949, und bevor wir loslegen können, muss er daran fummeln, ganz abgesehen davon, dass sich die Beifahrertür nur von innen öffnen lässt. Geheimnisse des Gewerbes. Ansonsten fährt es sich in so einem Oldsmobile gut. Das hingebungsvoll gepflegte Auto mit Armaturen wie aus dem Designmuseum ist eine Zeitmaschine und entspricht der anderen Welt, in der ich gelandet bin. Hier rast niemand, manche stinken nur mit ihren üblen Abgasen, und wenn man in der Dunkelheit keinen Fußgänger erwischt, sind Touren durch die trüb erleuchteten Straßen Havannas ausgesprochen ruhig.

„Und der Motor?“ „Hyundai“, sagt Robin. „Keine zehn Jahre alt.“ Die Zeiten seien nicht gut, erzählt er, aber er meint nicht Kuba allgemein, denn das Land kennt er nicht anders. Er meint die Frühlingstage, in denen es kaum Touristen gebe.

„Aber jetzt bin ich doch da“, sage ich. „Du bist meine erste Fahrt heute. Davor habe ich sechseinhalb Stunden gestanden.“ Alle Kuba-Besucher beschäftigen sich notgedrungen, gleichsam aus systemimmanenten Gründen, mit abgelebten Dingen. Damit, dass die Staatsführung achtzig Jahre und älter ist, dass die Gegenstände vergammeln und sich Staub auf die revolutionären Klassiker legt, die die Schauseite der karg bestückten Buchhandlungen bilden. Selbst einer der Exportschlager der kubanischen Kultur der jüngeren Vergangenheit, die Musik von „Buena Vista Social Club“, beruht auf einer schöpferischen Vitalität, die dem Methusalemalter abgetrotzt ist.

Eine der berühmtesten Figuren Havannas ist Dr. Eusebio Leal Spengler, der die Restaurierung der Altstadt verantwortet. „Oficina del historiador“ (Büro des Historikers) nennt sich seine Behörde, in der die Verschönerung, manchmal auch Rettung von dahinsiechenden, einsturzgefährdeten Gebäuden geplant wird. Wer alle paar Jahre nach Havanna reist, nimmt die Veränderungen durchaus wahr. Doch im Lauf der Zeit sind diese Arbeiten, die sich von selbst verstehen müssten, angesichts des galoppierenden Verfalls der Stadt zur Propagandabotschaft geworden. Plaketten und Schilder weisen darauf hin, wo der Staat und Eusebio Leal kosmetisch eingegriffen haben. Ginge es nicht auch andersherum? Dass die Menschen die Stadt pflegen, weil es ihnen materiell gutgeht, und die Behörden sich nur um die Reparaturen der großen Repräsentationsbauten kümmern? Doch davon kann keine Rede sein. Die Sanierung eines hübschen, aber kleinen Eckgebäudes in der Straße Mercaderes Nummer 201, Ecke Amargura, wird auf der Website der Renovierungsinitiative stolz herausgestellt.

Zweieinhalb Kilometer weiter, nahe der Uferpromenade Malecón, ist eine ganz andere Aufbauarbeit zu bestaunen. In einer Straße namens Callejón de Hamel in dem Viertel Cayo Hueso (einer spanischen Verballhornung von Key West) trifft man freitags und sonntags auf Volksfeststimmung, Tanz und Musik. Doch selbst an normalen Tagen fällt dieser Straßenzug aus dem Rahmen: Er ist knallbunt, mit angemalten Mauern und Hauswänden, liebevoll gestalteten Anlagen, witzigen Skulpturen aus Metallmüll, ausrangierten Badewannen oder alten Fahrrädern, halb Museum, halb Kinderzimmer ohne Dach. Es ist das Werk eines einzigen Mannes und seiner Helfer. Er heißt Salvador González, und der Erlös aus dem Verkauf seiner Bilder – expressiven Gemälden, die oft afrokubanische Gottheiten darstellen – wird für die Verwandlung seines Viertels angewendet: Kunst als Sozialarbeit oder umgekehrt. Was Eusebio Leal von oben macht, geschieht hier von unten.

Im Jahr 1990, in der harten Zeit nach dem Wegfall sowjetischer Subventionen, begann der inzwischen dreiundsechzigjährige Autodidakt damit, die Straße, in der er lebte, mit Wandbildern zu verschönern. Es folgten Skulpturen und ein eigenes urbanistisches Projekt. Da „Salvador“, wie er als Maler seine Bil-



Die Welt altert, doch Kuba wird jünger

Kubas Jugend: Zu jung, um sich an Heldentaten zu erinnern, die ein halbes Jahrhundert zurückliegen; zu nüchtern, um die Märchen von einer gerechten sozialistischen Gesellschaft zu glauben; zu arm, um sich materielle Träume zu erfüllen.



Der Blick hinter die Kulissen in Kubas Hauptstadt Havanna zeigt eine selbstbewusste Jugendkultur.



Die Jugendlichen in Havanna suchen sich ihre eigenen Treffpunkte abseits der staatlichen Beobachtung. Dort können sie jenen Idealbildern nahekommen, die durch amerikanisches Fernsehen vermittelt werden. Die Neugier auf die westlichen Moden und Persönlichkeits-trends ist groß.

der signiert, so wenig Geld hatte wie alle anderen, hing der Fortgang seines Traums von der Hilfe der Mitbewohner ab. In Kuba wird nichts weggeworfen, dafür sind die Dinge zu kostbar; wer immer etwas übrig hat oder Zeuge eines Einsturzes wurde, wo sich etwas mitnehmen ließ, bringt es vorbei – Metallstangen, Draht, Plastikreste, Ziegelsteine, Baumaterial aller Art. Dann führt es der Mann mit dem Künstlerhut und dem weißen Bart einer neuen Bestimmung zu.

Salvador zeigt uns einen Miniaturpark, in dem jemand die ersten Wände hineingesetzt hat, kaum mehr: Das soll mal eine Zeichenwerkstatt für Kinder werden, mit Bibliothek und Literaturcafé. „Die Behörden“, sagt er, „wollten hier einen Parkplatz bauen. Aber ich habe mich durchgesetzt.“ Er rollt die Augen, als habe er es mit Idioten zu tun, denen man keine Ideen, nur vollendete Tatsachen vermitteln könne. Doch irgendwann begriffen die Behörden, was Salvador in Cayo Hueso schuf. Sie stellten ihm das große, gepflegte Haus zur Verfügung, in dem der Maler heute wohnt, arbeitet, Besucher empfängt und Mojito servieren lässt. Von dem, was seine Bilder einbringen, unterstützt Salvador seine sechs- bis achtköpfige Familie, so genau legt man sich in Kuba da nicht fest. Außerdem kauft er Fleisch und Reis und verteilt sie. Weggehen käme für ihn niemals in Frage, weder aus seiner Straße noch aus Kuba.

Die Jugendlichen des Viertels sind sein eigentliches Anliegen. „Wir haben hier eine moralische Verpflichtung“, sagt er. „Die Kunst,

die gemeinschaftliche Arbeit dienen dazu, die Kinder von der Straße und dem Alkohol wegzuholen. Die Behörden reden nicht gern davon, aber ich finde, man muss es öffentlich sagen: Hier wird zu viel getrunken.“ Als diese Sätze fallen, wird mir klar, dass die, mit denen Besucher am allerwenigsten in Kontakt treten, die Jugendlichen sind. Sie werden die Mehrheit sein, doch sie haben kaum Anteil an Kubas Bild. Man sieht die Kinder in ihren Schuluniformen auf dem Paseo del Prado oder in Hauseingängen spielen, man beobachtet junge Mädchen, die im Halbdunkel mit Touristen anzubandeln versuchen, oder Jungen in schmutzigen T-Shirts, die sich nachts am Parque Central als Rikschafahrer, Zuhälter oder Trickbetrüger verdingen. Aber was sie den-

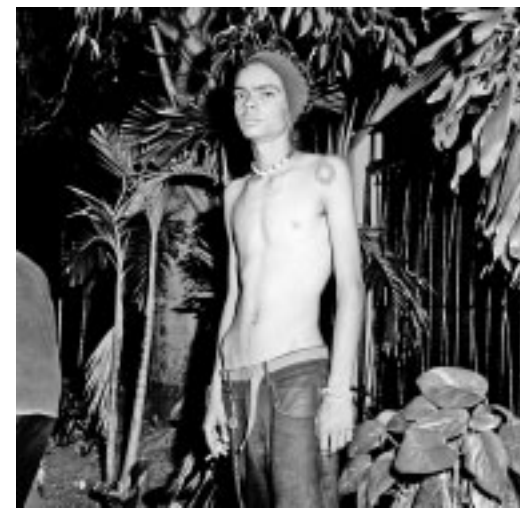
ken, wie sie leben und ihre Zeit verbringen, von der sie so viel haben, weiß kaum ein Mensch. Der Grund liegt auf der Hand: Es gibt nichts zu tun. Das heutige Kuba kann ihnen keine Perspektive bieten.

Sprechen wir vom Geld. Kubaner leben seit fast einem halben Jahrhundert von der „Libreta“, der staatlichen Lebensmittelkarte, die die Folgen des amerikanischen Embargos lindern sollte. Damit können, je nach Versorgungslage und Familiengröße, Grundnahrungsmittel gekauft werden. (Tabak wurde inzwischen von der Liste gestrichen.) Die Lebensmittelpreise, die in letzter Zeit bedenklich angezogen haben, berechnen sich in „moneda nacional“, dem kubanischen Peso, den Touristen nur selten zu Gesicht bekommen, weil alle für sie interessanten Leistungen und Güter – Restaurants, Hotels, Konsumartikel – mit dem „peso convertible“ bezahlt werden, zu dem das kubanische Kleingewerbe keinen Zugang hat.

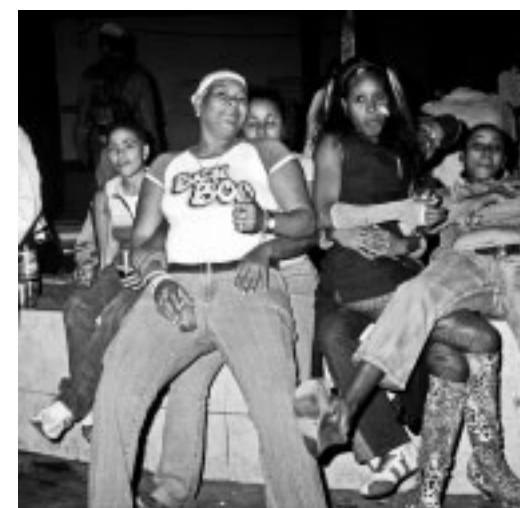
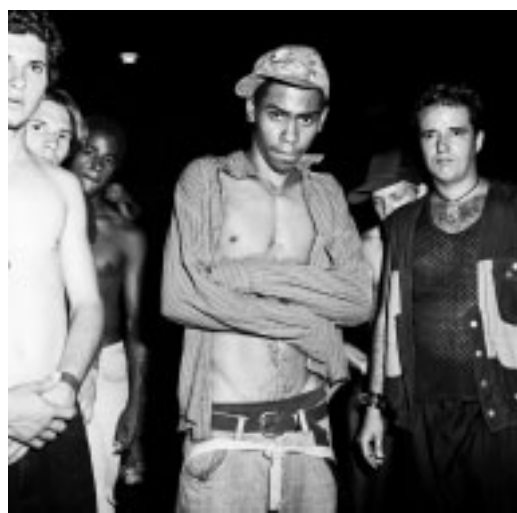
Während diese Währung genau dem Dollar entspricht, sind die Löhne im „nationalen“ und außerhalb Kubas völlig wertlos. Das erschreckend niedrig – zwischen zehn und zwanzig Euro im Monat. Zwar hat die Parteiführung inzwischen fast 180 Kleingewerbe zugelassen, also dem Volk erlaubt, so etwas wie Privatinitiative zu entwickeln. Doch in Wahrheit wird der Schwung durch Preiserhöhungen und ein Dickicht von Abgaben wieder gebremst. Und bei den Jugendlichen kommt nichts von den neuen Segnungen an.

Einer, der sich viel unter jungen Menschen bewegt, ist der Fotograf Alejandro González. Er sieht jünger aus als seine siebenunddreißig Jahre und wohnt noch bei seiner Mutter, weil alles andere zu teuer wäre. In seinen ersten Jahren mit der Kamera hat González Schwarzweißserien von Havanna aufgenommen. „Wo?“ heißt eine von ihnen. Sie zeigt Details eines heruntergekommenen Wohnblocks, aber ohne Menschen, und fängt die niederdrückende Dingwelt des kubanischen Alltags ein. Später fotografierte er Passanten in den Straßen, die wie Schemen durchs Bild huschen, Ausdruck klein gemachter Individualität und fremdbestimmten Lebens. González war auch dabei, als das Castro-Regime unter Führung von Raúl, Fidels fünf Jahre jüngerem Bruder, vor zwei Jahren die erste Schwulenparade am Strand zuließ. Ein historisches Ereignis: Jahrzehnte, nachdem der homosexuelle Schriftsteller Reinaldo Arenas, der sich im New Yorker Exil das Leben nahm, die Unterdrückung einer Minderheit dargestellt hatte, nahm der revolutionäre Staat die Existenzform mancher seiner Bürger endlich zur Kenntnis.

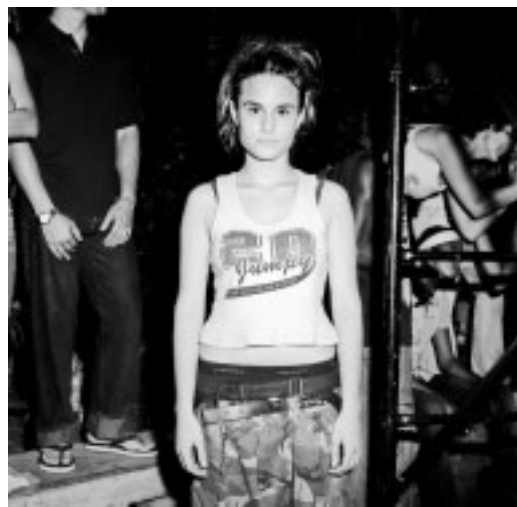
Eine von Alejandro González' Serien heißt „AM-PM“, aus der die Porträtfotos auf dieser Seite stammen. Es sind Bilder von nächtlichen Vergnügungen, vom Trinken und Herumhängen. Die Gesichter gehören Vertretern der jungen *urban tribes*, wie es sie in allen Metropolen gibt, mit ihren Gesten, Attitüden und stilbewusst gewählten Klamotten, nur dass man nie den Eindruck gewinnt, die Politbürokraten der kubanischen KP dächten bei ihren Parolen an sie: Zu jung, um sich an Heldentaten zu erinnern, die ein halbes Jahrhundert zurückliegen; zu nüchtern, um die Märchen von einer gerechten sozialistischen Gesellschaft zu glauben; zu arm, um sich ausgefallene materielle Träume zu erfüllen, deren Abglanz sie im lahmen kubanischen Internet sehen.



Alle Bilder auf dieser Seite stammen von dem jungen kubanischen Fotografen Alejandro González.



Die Parteizeitung druckt Castros Aufruf an die Jugend von 1979 ab. Wen will man so erreichen?



Fortsetzung auf der nächsten Seite

Es war doch nur ein Wasserschaden
Ein Wohnungseigentümer erfährt, wie ein Thetan denkt. Seite 3

Die Kosaken sind zurück
Russlands neue Ordnungsmacht hat eine lange Geschichte. Seite 4

Die Segen der Kokosnussdiät
Marc Buhl erzählt auf den Spuren von Naturapostel August Engelhardt. Seite 5



Wie schreibt man einen Hit?
Michael Kunze ist der erfolgreichste deutsche Musiktexter. Seite 6